

Artikel aus den STUTTGARTER NACHRICHTEN vom 08.11.2008

Am Sonntag wird Dietrich Fischer-Dieskau in Stuttgart mit der Hugo-Wolf-Medaille ausgezeichnet - Ein Gespräch

## **"In der Oper heute wird hauptsächlich geschrien"**

Wenn an diesem Sonntag um 11 Uhr in der Staatsoper Stuttgart erstmals die Hugo-Wolf-Medaille der Internationalen Hugo-Wolf-Akademie verliehen wird, dann hat sie keiner so verdient wie Dietrich Fischer-Dieskau. Wir trafen den Sänger, der die Liedkunst revolutionierte, in Karlsruhe, wo er einen Meisterkurs für Sänger gab.

Herr Fischer-Dieskau, wie viele Lieder kennen Sie auswendig?

1000 - hoffe ich. Die habe ich zumindest früher mal im Kopf gehabt.

Das Verzeichnis Ihrer Tonaufnahmen enthält zurzeit knapp 5000 einzelne Werke. Was fehlt?

Einige Partien wurden mir von den Opernhäusern einfach nicht angeboten, manches war auch aus Zeitgründen einfach nicht möglich. Gern hätte ich zum Beispiel in Engelbert Humperdincks "Königskindern" gesungen. Und im Liedbereich ist das, was vor Haydn da war, zu kurz gekommen.

Glauben Sie, dass Ihr Erfolg als Lied-, Oratorien- und Opernsänger auch etwas mit der Zeit zu tun hatte, in der Ihre Karriere begann - weil nach dem Krieg Künstler mit klarer Ästhetik und neuen Ideen zwangsläufig zu Lichtgestalten wurden?

Nein, die Zeit war eher ungünstig. Natürlich sehnten sich die Menschen damals nach Erhebung und innerer Stütze durch die Kunst, aber die meisten hatten doch vor allem mit materiellen Dingen zu kämpfen.

Wo steht denn das Lied heute? Hat die stille Kunst des Liedesangs eine Zukunft?

Ach, heute drängen sich so viele Süßigkeiten in den Vordergrund! Die Kunstmusik stirbt am Pop. Oft werden jetzt schon Gedichte als altmodisch empfunden. Und so vieles ist jetzt schon vergessen.

Ihre Meisterkurse haben aber noch großen Zulauf von Studenten.

Aber ob das genug ist? Ich weiß es nicht. Viele wissen ja gar nicht mehr, was sie singen - und von denen, die dann noch übrig bleiben, sind etliche einfach nicht begabt genug.

Das klingt pessimistisch . . .

. . . aber als ich 50 war, habe ich schon genauso gedacht.

Dann reden wir über die Kunst. In Ihrem eigenen Singen ist im Laufe der Jahre immer stärker die Sprache ins Zentrum gerückt. Wie muss das ideale Verhältnis von Wort und Musik im

Lied aussehen?

Kaum ein Komponist ist hier zu einem wirklichen Gleichgewicht gelangt. Aber es gibt wunderbare Glücksmomente. Gerade heute habe ich mit Studenten Schuberts "Heimliches Lieben" erarbeitet: Hier nimmt die Musik tatsächlich immer wieder Reflexe auf das vertonte Gedicht vorweg. Das ist wunderbar.

Wird heute zu laut gesungen?

Aber ja! In der Oper heute wird hauptsächlich geschrien, und das auch noch ohne Grund. Das ist fürchterlich. Ich selbst achte, wenn ich eine Partitur anschau, immer zuallererst auf die Momente, in denen man leise singen kann. Natürlich wurde auf der Bühne immer schon geschrien, vor allem seit es Wagner gibt. Aber schon vor ihm ging mit dem Koloratursingen und dem Belcanto das Leichte und Leise im Gesang verloren.

Worauf richtet sich Ihr erstes Interesse, wenn Sie Liedgesang unterrichten?

Der stimmliche Zustand ist das Wichtigste. Dann frage ich mich, ob ein Sänger wirklich über dem steht, was er darbietet. In den seltensten Fällen, so meine Erfahrung, geht das Interesse junger Sänger über das hinaus, was gerade erklingt.

Kann man Ausdruck lernen?

Ja, manchmal geben ihn die Kompositionen vor. Man muss natürlich offen sein für Text und Musik, und die Aneignung des Ausdrucks muss aus dem Werk heraus geschehen.

Gibt es heute Sänger, die Sie beeindrucken?

Ja. Aber oft stören mich Kleinigkeiten.

Haben zeitgenössische Komponisten noch Interesse am Lied?

Es gibt ein paar, die sich angstvoll bemühen: Aribert Reimann zum Beispiel oder Wolfgang Rihm. Oft werden heute aber Lieder nicht aus einem inneren Bedürfnis heraus geschrieben, oft drängt sich auch die Konstruktion in den Vordergrund, und allzu oft hat das Atonale keine Überzeugungskraft. Das müsste nicht so sein.

Was muss ein idealer Begleiter am Klavier Ihrer Einschätzung nach leisten?

Jedenfalls mehr als früher. Man muss sich nur alte Platten anhören, da hört man oft nur Unzureichendes. Was ein Begleiter leisten muss - das ist so viel, das kann ich gar nicht alles aufzählen. Das fängt mit der Temponahme zu Beginn an, meist ist sie falsch, muss korrigiert werden. Und oft fehlt auch eine längere Bekanntschaft mit den Stücken.

Was bedeutet Ihnen die Hugo-Wolf-Medaille, die Ihnen am Sonntag verliehen wird? Sie haben doch schon einen ganzen Schrank voller Preise und Auszeichnungen.

Trotzdem bin ich stolz darauf, dass ich als Erster diese Medaille bekomme - auch wenn ich gleichzeitig bedaure, dass Elisabeth Schwarzkopf dabei nicht neben mir steht. Sie hätte diese Auszeichnung viel mehr verdient als ich.

Wenn Sie wählen könnten, in welcher Epoche Sie leben wollten - welche wäre das?

Wohl doch das 19. Jahrhundert, denn es ist am dichtesten bestückt mit den wichtigsten Werken der Musikgeschichte. Auch teile ich die heutige Vorliebe, sich ohne Vibrato in Alter Musik zu ergehen, überhaupt nicht. Das ist mir alles viel zu unpersönlich. Und eigentlich finde ich es auch unpassend, dass auf der Bühne alles vibriert - auch die Sänger, wenn sie gut sind -, und nur die Streicher dürfen das nicht.

Warum haben Sie eigentlich ausgerechnet nach dem Mitsingen der Schlussfuge von Verdis "Falstaff" in München 1992 beschlossen, Ihre Karriere als Sänger zu beenden? Fanden Sie, dass die Welt tatsächlich so wahnsinnig ist, wie es der Text hier behauptet?

Nein, das war eher zufällig. Es hatte eher damit zu tun, dass sich auch Wolfgang Sawallisch an diesem Abend verabschiedete. Und dann dachte ich: Wenn ich dies hier schon singen soll und kann's eigentlich nicht mehr richtig, dann ist das ein guter Punkt. Außerdem wollte ich auch, dass meine Frau Julia Varady mit ihrer wunderbaren Stimme endlich mal zum Zuge kommen sollte. Sie stand als Sängerin viel zu lange viel zu sehr in meinem Schatten.

Fragen von Susanne Benda

08.11.2008 - aktualisiert: 08.11.2008 05:41 Uhr